

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 9

Artikel: Der Tanz ums Leben : Erzählung
Autor: Ezibulka, Alfons von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Er war der beste Fährmann weit und breit in seinen guten Jahren. Niemand konnte sich über ihn beklagen. Ob einer bei Sonnenschein kam oder bei Regen, ob früh am Tage oder spät in der Nacht: Henning war immer gleich flink bei der Hand und gleich vergnügt. Keinen ließ er warten. Mit seinen spaßigen Erzählungen wußte er die Fahrt so zu kürzen, daß viele zu ihm kamen, die gar nichts auf dieser Seite zu tun hatten.

Im Sommer 1889 erschien an jedem Mittwoch ein Jäger aus der Stadt. Auf dem Buschfande, den jede höhere Flut unter Wasser setzt, lag er während der Ebbe der Jagd auf Taucher und Wildenten ob. Henning mußte ihn bei halber Tide hinausfahren und beim Eintritt der Flut abholen. Sie konnten gut miteinander fertig werden, die beiden, und wurden im Laufe der Wochen gute Freunde. — „Hol über! Hol über!“ rief der Jäger fröhlich, wenn der Fährmann angerudert kam.

Den einen Tag war die Tide reichlich spät. Henning hatte seinen Passagier um die Abendbrotzeit an den Sand gesetzt und schirrte nun hinterm Deich. Er hatte da einen gängigen Fleck Grasland, den er gern noch mähen wollte. Die Sonne stach, und im Westen schob sich ein Gewitter zusammen; aber er ließ sich nicht stören. Nur wenn die Sense stumpf geworden war und er sie streichen mußte, gönnte er sich ein wenig Ruhe und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Dann sanken wieder Schwaden unter seinen Händen.

Mitten in seinem Mähen aber zog sich das Wetter über seinem Kopfe zusammen. Mit einem Male wurde er es gewahr und warf die Sense beiseite. Dann lief er auf den Deich. Herr im Himmel! Die Flut war da! Der Jäger! Er fühlte, wie seine Beine flogen, und wie es ihm kalt über den Rücken lief. Und da drang auch schon der Ruf herüber: „Hol über! Hol über!“ Über der Klang anders als sonst.

Einen Augenblick stand der Fährmann wie be-

täubt. Dann, als eine wilde Windflage über die Elbe jagte und jeden andern Laut ersticke, das ängstliche Piepen der Finken, das schreckhafteste Brüllen der Kuh, den todesbangen Ruf vom Buschfande, da kam er wieder zu sich und stürmte nach dem Boot, das im Schleusengraben lag. In wahnsinniger Hast riß er das Segel auf, stieß ab und kreuzte auf die Elbe hinaus. In Strömen schäumte das Wasser in Lee über die Reeling, so schief lag das Fahrzeug. Es konnte bei jedem Stoß umschlagen, aber Henning achtete dessen nicht. Er sah unverwandt gen Westen nach dem Buschfande, der im Schein der Blüte noch eben aus dem Wasser guckte.

„Ich komme! Ich komme!“ schrie er immer wieder. Aber der Sturm übertönte seine Stimme. Er vernahm keine Antwort mehr. Der Regen und der Gischt der Wogen schlugen ihm ins Gesicht.“ —

Die Erzählerin schwieg eine Weile. Dann fuhr sie fort:

„Er hat ihn nicht mehr gefunden. Als er den Buschfande erreichte, ragten nur noch einige dünne Weidenzweige aus der Flut. Bleich und verstört kam er morgens zurück. Dann fuhr er nach Hamburg hinüber und ging aufs Gericht. Die hielten ihn einige Wochen fest; aber als die Leiche des Jägers nicht gefunden wurde, und als man überhaupt nicht ausfindig machen konnte, von wo der eigentlich war und wie er geheissen hatte, ließen sie ihn wieder frei.“

Wieder hielte sie inne. Leiser schloß sie dann:

„Er kam anders heim. Als Fährmann war er nicht mehr zu brauchen. Sie grauteten sich vor dem unglückseligen Mann. Da finnt und grübelt er nun die ganzen Tage, spricht selten ein Wort und lacht niemals mehr.“

Nur wenn ein Gewitter kommt und der Wind um die Linden heult, wie heute . . . dann . . . Sie haben es ja gesehen . . .“

Der Regen war vorüber. Im Mondenschein ging ich den aufgeweichten Deich entlang und hing immer dem einen Gedanken nach.

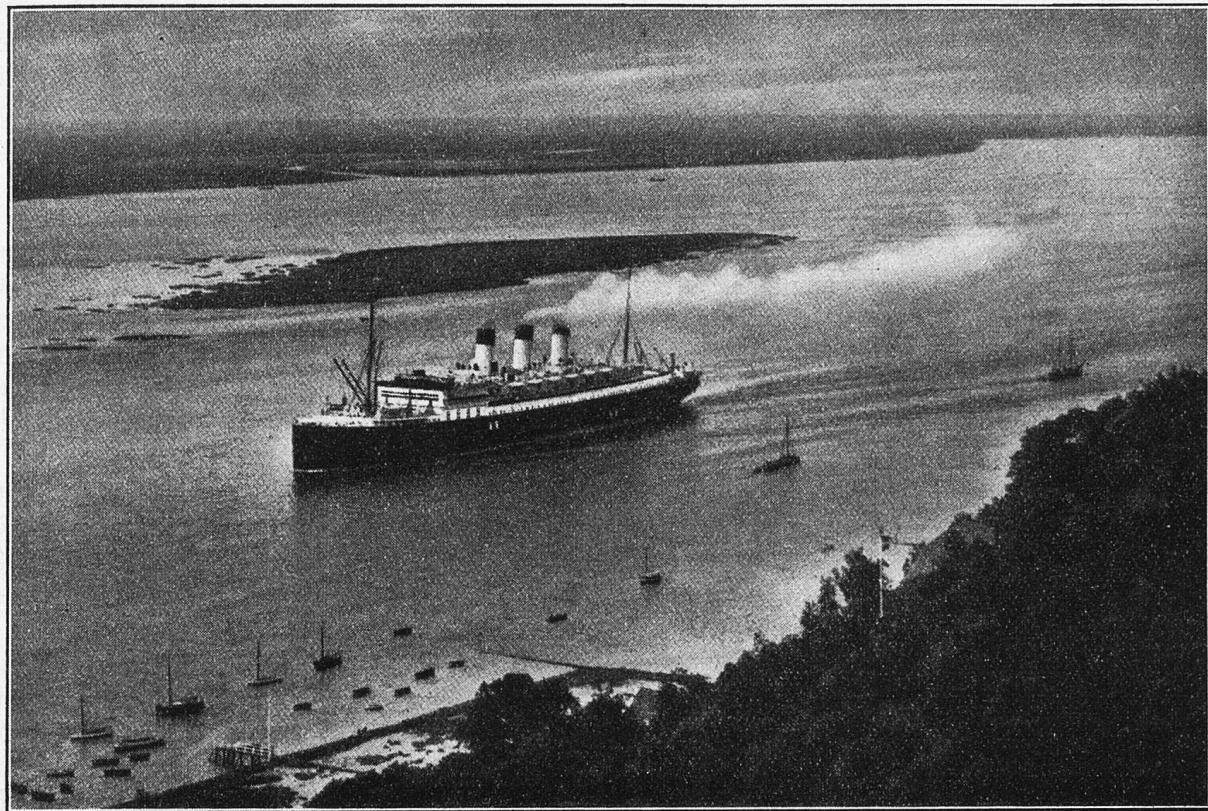
Der Tanz ums Leben.

Erzählung von Alfons von Czibulka.

darstellt, sondern zu manchen Zeiten in so vernichtenden Stürmen sich aufzäumt, daß sie bei den Seeleuten auch die Mord-See genannt wird.

An einem Sonntag, an dem das Wasser noch offen war und nur in kleinen Buchten brüchige Schollen trieben, an den Pfählen der Dukdalben und den Bohlen der Uferbollwerke, an den Sand-

Diese Begebenheit trug sich in jenem Winter maßloser Strenge zu, in dem die Ostsee so tief und stählern gefror, daß man von Rostock nach Gotland hätte laufen können. Was schon etwas heißen will. Weil die Ostsee nicht, wie man das wegen ihrer sommerlichen Stille oft hören kann, eine sanfte, also leicht gefrierbare Wasserfläche



Hamburg-Süd. Schnelldampfer passiert Blankenese.

bänken zackige Eiskrusten funkelten, waren vier Leute von der Insel auf dem alten Rutter „Ulse Marie“ zum Festland gefahren. Der Fischersohn Ole Carsten, der Bootsmann Hinrich Dübel, der Maat Dirk Christians und die Bert Marten, die überall gerne mittat, wo es eigentlich nur für das Mannsvolk Arbeit gab. Ofter als mancher Bursch im Dorfe war sie dabei gewesen, wenn man in Sturm nächten einem Schiff in Not zu Hilfe fuhr. Wiewohl sie nicht wie ein Mannweib aussah und es auch in ihrem Wesen nicht war.

Es kamen also die Bert und die drei Männer ans Land, um nach dem Kirchgang allerlei einzukaufen und einen Sonntag lang mit den Festlandsleuten zu schwatzen. Nach den Einkäufen waren sie, wie es sich gehört, auch zum alten Pastor gegangen, den sie drüben auf ihrer Insel ohnehin nur alle paar Wochen einmal sahen.

Weil es Mittag geworden, bis sie ins Pfarrhaus kamen, das am Ende einer steilen, sauberen Steintreppe neben der Kirche am Felsen steht, behielt sie der Pastor zum Essen bei sich. Denn er konnte sie alle gut leiden. Den Ole Carsten vor allem, der trotz seiner wilden, unbefüllerten Kühnheit doch etwas Besinnliches und Stilles an sich hatte, und die blonde, schöngewachsene Bert, die von der Art jener Frauen war, die

mit dem Kopfe durch die Wand gehen und einen Ausweg noch finden, wenn selbst Männer wie Ole Carsten einen Rat nicht mehr wissen. Auch den hageren, fröhlichen Dirk Christians sah er gern, und selbst den Bootsmann Hinrich Dübel mochte der Pfarrer. Wiewohl der Bootsmann nicht darnach aussah, als könnte er einem Pastor Freude bereiten. Denn es hätte Hinrich Dübel, der schon seit zwanzig Jahren zur See fuhr, mit seiner gedrungenen, grobknochigen Gestalt und den roten Haarbüscheln, die wie Sankt Elmsfeuer über seinen Ohren und dem ziegenbärtigen, von Grog und Rum geröteten Gesicht flammten, ein leidliches Abbild des Teufels oder doch eines seiner Gehilfen abgegeben, wäre es nur jemand eingefallen, ihm eine Ofengabel in die behaarte Pranke zu drücken.

Dieser von seinem eigentlichen Element, dem Feuer, durch irgendeinen Zufall auf das entgegengesetzte und feindliche, also aufs Wasser gekommene Teufel war es, der, als er nach dem Essen die schiefstehende Nase durch die Pfarrersvorhänge schob, merkte, daß der Wind auf Nordwest umgesprungen war.

Als bald darauf die Türe ging, weil die alte Magd den Kaffee brachte, roch auch Ole Carsten den Nordwest und meinte, daß man nun auf-

brechen müsse, wolle man dem Pfarrer nicht auch noch über Nacht zur Last fallen. Es half auch nichts, daß der Pastor warnte und Hinrich Dübel sagte, daß wenn Ole Carsten nun wirklich fahre, man dem Teufel mit allen Lappen schnurgerade in den Rachen laufe. Wenn Ole Carsten fahren wollte, dann fuhr er auch. Da nützte keine Rede.

Indes der Rothaarge, die Hände in die Taschen vergraben, verächtlich ins schmutzige Hafewasser spuckte, drehte die „Ulse Marie“, von einer Böe ergriffen in den Wind, holte über, daß das Wasser in Strömen von ihrer Bordwand niedersloß und hielt dann mit aufklatschendem Bug dicht unter Land auf das steile Vorgebirge an der Hafeneinfahrt zu. Der Pastor, der droben am Fenster seiner Studierstube stand, sah den Rutter noch eine Weile jenseits des Vorgebirges als einen schwarzen Punkt zwischen grüngelben Sturzseen auf und nieder sinken.

Als der Pfarrer zwei Stunden später aus dem Hause trat, um zu seinem Abendskat zu gehen, schlug ihm ein Windstoß die Tür aus der Hand. Unten war die schon dunkelnde Bucht nur noch ein tosendes Schäumen. Von der offenen See her rollten die Wasserberge, auf denen die Masten der Fischerfahrzeuge vor ihren Bojen wie Uhrpendel schwankten. Von den geköpften Wogen riß der Sturm den zerstiebenden Schaum bis zum Wege des Pastors herauf.

Um diese Zeit war die Mannschaft der „Ulse Marie“, zu der auch die Bert sich zählte, die sich aufs Handwerk verstand, als wäre sie schon ein duzendmal ums Kap Horn gefahren, noch wohlgemut. Wenn auch der Nordweststurm immer böiger wehte, so lag doch der Rutter noch gut am Wind und flog in großer Fahrt auf die Insel zu. Auch hatte Dirk Christians durch den Schleier der dicht über die Wasserberge jagenden Wolken und des fallenden Schnees, durch das Sprühen der Brecher eben das erste Aufblitzen des Leuchtfeuers auf der Südspitze der Insel gesehen.

Sei es, daß Ole Carsten beim Halsen zu hart Ruder legte, weil eine überkommende See ihn an die Ruderpinne warf, sei es, daß er im Heulen des Sturmes den Warnungsschrei des Roten, der das Großsegel bediente, nicht hörte, oder die „Ulse Marie“ eben doch die Jüngste nicht war: gerade als der Rutter herumflog, brach der Mast.

Dreimal versuchten sie, an dem Stumpfe des Mastes eine Notfock zu setzen. Dreimal rissen die Schoten. Erst beim vierten Male gelang es. Und weil trotz dem Heulen des Sturmes, dem

schrilien Diskant und dem Pfeifen der Böen das Segel hielt, so glaubten sie doch noch an ein gutes Ende der Fahrt. Auch sahen sie nun, freilich weit im Norden, wieder den Lichtkegel des Leuchtfeuers gespenstisch über die Wasserberge sich schwingen.

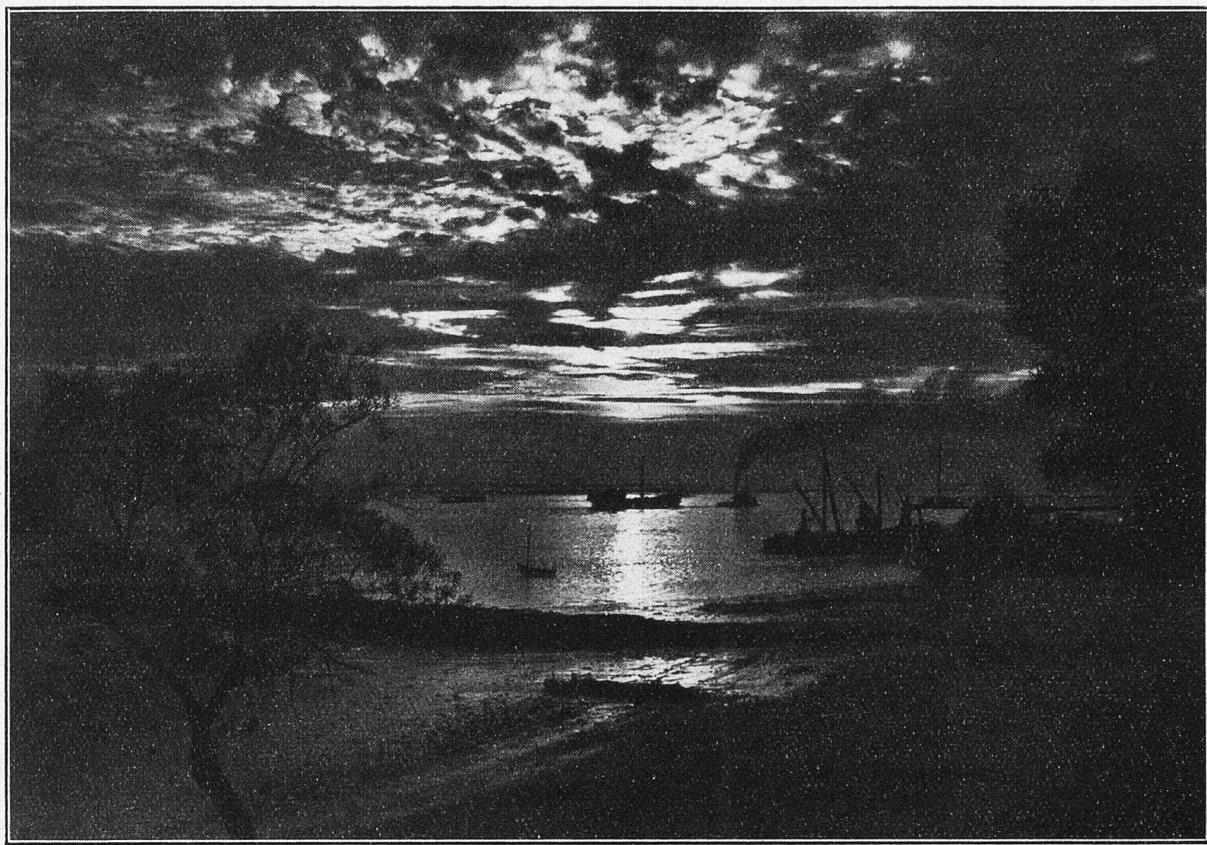
Eben wollte, wiewohl Hinrich Dübel noch zu warten riet, Ole Carsten es wagen, zu wenden. Da gellte ein Schrei. Über umschäumte Riffe hinweg scherend, schlug die „Ulse Marie“ quer auf eine zwischen Felsblöcke sich schiebende Sandbank. Mehr sahen sie in der Dunkelheit nicht und in der Eile, mit der sie das geborstene Fahrzeug verließen.

Erst als sie über getürmte Blöcke sich tasteten, zwischen denen zischend die weißen Flammen der Brandung schlügen, über Felsstufen kletterten und dann am Rande einer mäßig großen, verschneiten Grasfläche standen, erkannten sie, wo sie waren. Und sie wußten, daß der Sturm sie nicht auf die Bänke des Festlands, sondern an eine Riffinsel geworfen hatte, die nur selten von Fischern aufgesucht wird. Dennoch schien ihnen der Schiffbruch nicht weiter gefährlich, da täglich der kleine Postdampfer, der die Küste entlang fährt, nahe an der Insel vorbeikommt. Und diese eine Nacht ließe sich wohl leicht überstehen. Um so eher als der Sturm nachließ und es zu schneien aufgehört hatte.

Nur die Kälte wurde nun fühlbarer. Dirk Christians hatte erst eine Woche zuvor an der Insel gefischt und, wie es Brauch war, an einer geschützten Stelle einige Holzbündel niedergelegt, damit Fischer, die etwa eine Nacht auf dem Riff verbringen müßten, sich wärmen könnten. Auch fand Hinrich Dübel in der Tiefe einer Tasche noch eine trockene Streichholzschachtel, so daß die Schiffbrüchigen der „Ulse Marie“ am Rande der Grasfläche im Windschutz eines Felsens bald um ein kleines Feuer beisammen saßen.

Mit der wohlig an ihren Körpern aufsteigenden Wärme kam die Müdigkeit. Eine Weile sprachen sie noch. Dann glitt der Schädel des Bootsmanns auf die Schulter des schon gähnenden Maats. Und bald schlief auch die Bert, den Rücken an die kleine Felswand gelehnt. Sie hatten verabredet, daß abwechselnd einer wachen solle, um auf das Feuer und die an die Glut stoßenden Füße zu achten.

Die erste Wache übernahm Ole Carsten, dem es wegen des Verlusts seines Rutters vorerst um Schlaf nicht zu tun war. Erst ging er, nach den Sternen blickend, auf der nun mondlichten



Blankenese. Abendstimmung an der Elbe.

Schneefläche auf und nieder. Dann stieg er hinunter zum Wrack. Von der „Ulse Marie“ waren nur noch die zersplitterten Planken des Vorschiffs zu sehen. Das Scheuern an den Riffen, die Gewalt der anrollenden Wogen hatten den Rumpf des Fahrzeugs zerstört.

Als letzter wachte der Bootsmann. Der doch einem Helfer des Teufels glich wie ein Ei dem andern, sich also auf das Geschäft, ein Feuer zu schüren, hätte verstehen müssen. Doch kam er damit nicht weit. Denn bald nachdem er die letzten Holzstücke in die flackernden, funkenwerfenden Flammen gelegt, war das Feuer nur noch ein kleiner zusammengesunkener Haufen von Glut.

Hinrich Dübel war mit dem Denken nicht eben schnell. Aber während er frierend mit den Armen um sich schlug und von einem Bein aufs andere sprang, begriff er bald, daß das erlöschende Feuer und die immer noch sich steigernde Kälte gefährlicher sein könnten, als es die Sturmfahrt gewesen. Doch wußte er keinen Rat. Darum weckte er die Bert, von deren Verstand er etwas hielte, und fragte sie, was nun zu tun wäre.

Als sie, sich verschlafen die Augen reibend, ihn so wild um sich schlagen sah, stützte sie die Arme in die Seite und rief: „Tanzen müssen wir, Hinrich Dübel, — dann kann uns die Kälte nicht an!“ Und sie fasste nach seinen Händen und drehte sich springend und tanzend mit ihm um die Glut, indes er fröhlich ein Seemannslied pfiff.

Weil die leise Wärme, die sie beide in der Bewegung überkam, ihnen Wohltat, so meinten sie, das rechte Mittel gegen die Kälte gefunden zu haben. Sie weckten Ole Carsten und Dirk Christians, die sich im Schlafe eng aneinander gewälzt und ganz in ihr steif gefrorenes Ölzeug verkrochen hatten. Aber Ole Carsten, der während der Sturmfahrt die meiste Arbeit geleistet und müde war, wollte nicht tanzen. Wohl erhob er sich, griff nach den Händen der Bert und des Bootsmanns und tat ein paar Schritte und Sprünge. Dann setzte er sich wieder und schnarchte. Und auch Dirk Christians war nicht zum Tanzen zu bringen. Er erhob sich erst gar nicht, sondern sang nur gähnend eine Strophe des Lieds, zu dessen Weise die Bert und der Bootsmann sich immer noch drehten. Bald wurde

auch Hinrich Dübel müde, ließ seine Tänzerin stehen, scharrete sich mit den Füßen ein Lager im Schnee, warf sich hin und schlief.

Die Bert stand allein. Und mit einem Male überkam sie die Angst um die schlafenden Männer. Denn sie wußte, wie leicht dem Schlafe in Kälte und Schnee kein Erwachen mehr folgt. Nur auf das glimmende Feuer hoffte sie noch. Mit der Spitze des Schuhs stieß sie hinein, sah unter der Asche noch helle Glut und kletterte hinunter zur „Ulse Marie“. Aus dem geborstenen Vorschiff brach sie losgeschlagene Planken. Riß sich Finger und Hände an Splittern und Nägeln wund. Doch nach einer Weile stieg sie mit einem Arm voll Holz zu den Schläfern zurück. Über die vom Eise spiegelnden Stücke wollten nicht brennen. Die Glut zischte und dampfte und erlosch schließlich ganz in dem aus dem erwärmten Holze triefenden Wasser.

Da begann sie die Männer zu rütteln und zu stoßen, flehte und schrie. Gebrummte Flüche waren die Antwort. Und sie wollte doch helfen! Auch liebte sie den Ole Carsten. Erst zu Mittag hatte Dirk Christians vorlaut gesagt, daß die Bert und der Ole, nun, da man schon einmal beim Pastor sei, auch gleich wegen der Hochzeit mit ihm reden könnten. Dazu hatten die beiden freilich geschwiegen und auch nichts gesagt, als der Pfarrer sie mit fragendem Lächeln angesehen. Denn Ole, dem eine Sturmfahrt mit zerstötem Mast leichter schien als das Reden, hatte noch nicht zu ihr gesprochen. Doch sie fühlte, daß er es einmal tun werde.

Darum wußte sie, als sie so ratlos und von Angst geschüttelt vor den im Schlafe erstarrenden Männern stand, nur das eine: Ole Carsten muß leben! — Und doch spürte sie dunkel, daß dieser Wille zu handeln in einem Augenblicke vielleicht von der Sucht nach Schlafe verdrängt werden könnte. Da gab ihr die Verzweiflung den Einfall, der ihr eine Minute zuvor noch als Wahnsinn erschienen wäre.

Hastig warf sie Kopftuch und Mantel von sich, öffnete das Kleid, ließ es in den von Rauch und Asche geschwärzten Schnee fallen, streifte Strümpfe und Schuhe und das übrige ab und stand, einen Augenblick lang selbst über ihre Kühnheit erschreckend, in dem kalten Lichte des schon sinkenden Mondes. Dann rüttelte sie wieder die Schläfer, zerrte an ihnen, sie unter den Armen ergreifend, und schrie — es klang fast wie Wahnsinn: „Nun werdet Ihr wohl mit mir tanzen!“ Und als sie merkte, daß die Männer end-

lich erwachten, begann sie lockend in Schnee und Mondlicht zu tanzen.

Hinrich Dübel, der, halb erwacht, sich eben von einer Seite auf die andere wälzen wollte und blinzelnd die Augen öffnete, fuhr auf und starnte sie an wie ein Gespenst. Dann taumelte er, an den Felsen sich drückend hoch. Und auch der Maat Dirk Christians wurde wach und sprang auf. Mit geduckten Köpfen standen die beiden glühend an die Steinwand gepreßt und sahen nach dem tanzenden Weibe. Noch mochten sie glauben, daß es ein Traum sei oder ein Geespuk sie narre. Dann stürzte der Junge vor, um nach dem Weibe zu greifen. Fauchend stieß ihn der Bootsmann zur Seite. Weshalb ihm der Maat an die Kehle fuhr. Fluchend begannen die Männer zu ringen.

Durch das Lärmen des Kampfes, das gellende Schreien der Bert, die nun erst erkannte, was sie entfesselt, erwachte auch Carsten. In dem Augenblicke, da die Kämpfenden wieder auf die Bert eindringen wollten. Mit einem Wutschrei sprang er auf und rannte den Maat und den Bootsmann zu Boden. Vielleicht dachte er an eine teuflische Untat der beiden. Dann ging er auf die Bert zu, um sie zu fragen, was diese Tollheit bedeuten solle. Noch begriff er ja nicht, warum sie es getan.

Da begann sie vor Angst und Scham zu laufen. Über die Schneefläche weg, die durch die kleine Insel sich zog. Hinter ihr lief in langen Sägen der Ole. Die beiden andern folgten. Doch das Entsezen vor sich selbst und dem, was sie heraufbeschworen, jagte die Bert so rasch um die Insel, daß ihr die Männer in ihren schweren Kleidern nicht nahe kamen. Über eine kleine Schneehalde hinaufhebend, sah sie noch, wie Hinrich Dübel, von rückwärts anspringend, den Ole Carsten zu Fall brachte. Sah den Dirk Christians im Laufe über die beiden hinweg stürzen und hörte dann das Rasen und Toben der Männer, die um sie kämpften. Da raffte sie an der Asche Kleider und Schuhe auf und floh in das Gewirr von Steinen und Felsen. Hinter einem Block nahe dem höchsten Punkte der Insel kauerte sie dann bis zum Morgen. Nun auch in Kleid und Mantel vor Kälte zitternd.

Daß die Männer sich wieder zum Schlafe legen könnten, besorgte sie nicht mehr. Denn sie wußte, daß nun jeder die Schritte der andern bewachen würde.

Erst als die Sonne schon ein wenig wärmte, sah sie den Bootsmann zum Wrack niedersteigen. In einiger Entfernung folgte Dirk Christians.

Doch sprachen sie nicht mit einander. Sie schämteten sich wohl.

In ihrer Angst, daß die beiden den Ole Carsten erschlagen, stand sie auf. Da kam er langsam über den Hang geschritten. Als er fast schon neben ihr stand, wußte sie immer noch nicht, ob er sie suche oder nur nach dem Dampfer Ausschau halte. Auch als sie an ihn herantrat, seinen Arm berührte und leise sagte: „Ihr währet sonst alle erfroren, Ole Carsten“, nickte er bloß.

Erst nach einer Weile hörte sie ihn sagen: „Nun müssen wir wohl gehen!“ Über graugelber Dünning stand eine im Winde zerflatternde Rauchfahne gegen Sonne und diesige Luft.

Der kleine Dampfer tauchte stampfend hinter einem schwarzen Felsenriff auf, ließ die Dampfpfeife orgeln, drehte bei, rollte in der immer noch groben, schäumenden See, strich ein Boot und nahm die Inselleute auf.

*

Eine Woche nach dem Untergang der „Ulse Marie“ ging in dem Festlandshafen Ole Carsten an Bord des Küstendampfers, der an die-

sem Tage des Eistreibens wegen zum letzten Male fuhr. Die Leute, die ihn mit seinem Kleidersack auf der Schulter sahen, sagten, er hätte Heuer auf einem Segler in Bremen genommen. Worüber sie die Köpfe schüttelten, weil doch die Carstens ihr Auskommen hatten. Auch erzählte man sich, er wäre gegangen, ohne Abschied von der Bert zu nehmen.

Und so war es wohl auch. Lange hatte er nachgegrübelt, was nun zu tun sei. Denn er liebte ja die Bert nicht nur, sie hatte doch auch ihm und den andern durch ihre Tollheit das Leben gerettet. Doch wenn er bedachte, daß auch Heinrich Dübel und Dirk Christians sie so tanzend im Mondlicht gesehen und darüber deren Blut sich so erhitzte, daß sie dem weißen Tod entgingen, dann meinte er doch, daß die Bert für einen Ole Carsten nichts wäre.

Denn es sind droben auf den Inseln die Männer manchmal noch von der Art ihrer Vorfahren, die, auf den Hochszenen thronend, ihrer Sippe vorstanden und das Leben geringer erachteten als das Gesetz der Sitte. Wenn dies unserer Zeit auch töricht erscheint.

Winterweihe.

In diesen Wintertagen,
Nun sich das Licht verhüllt,
Läßt uns im Herzen tragen,
Einander traulich sagen,
Was uns mit innern Licht erfüllt.

Was milde Glut entzündet,
Soll brennen fort und fort,
Was Seelen zart verbündet
Und Geisterbrücken gründet,
Sei unser leises Lösungswort.

Das Rad der Zeit mag rollen,
Wir greifen kaum hinein,
Dem Schein der Welt verschollen,
Auf unserm Eiland wollen
Wir Tag und Nacht der seligen Liebe weihen.

Karl Henschell.

Die Winterreise.

Franz Schubert-Skizze von Stephan Georgi.

Zum 140. Geburtstage Franz Schuberts, am 31. Januar.

Auf der Wieden draußen, nahe der Karlskirche, aus der das sonntägliche Orgelgedröhnen herüberklang, lag, hügelig zur Aussicht auf die Wiener Innenstadt erhoben, in fast inselhaft ländlicher Abgeschiedenheit ein besahrtes Gehöft, rückseits mit einem weiten eingezäunten Hof, auf dem an einigen Wochentagen Pferdemarkt abgehalten wurde.

Dort wohnte, im Verein mit Mutter und Geschwistern, Moriz von Schwind, der junge Maler

wundersam romantischer Märchengefilde. Und dort, in diesem stillen, ungestörten „Mondseinhause“, versammelten sich seit Jahr und Tag alle die Künstler, Dichter, Musiker und Musikfreunde, die zum Kreise Franz Schuberts gehörten; in inniger Verbundenheit einander helfend und anspornend, und schwelgten in ihren Harmonien, die Schubert, Lachner und Hüttenbrenner in Tönen schufen, Schwind und Kupelwieser in Farben, Schober, Mayrhofer, Bauernfeld und